

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 38 (1962-1963)
Heft: 5

Artikel: Meine erste grosse Lebensenttäuschung : Antworten auf unsere Rundfrage
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1074062>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Meine erste grosse LIEBENS- ENTTÄUSCHUNG

Antworten auf unsere Umfrage

Unsere Leserrundfrage hat eine riesige Zahl ausgezeichneter Beiträge gezeitigt. Bei der Übersicht haben uns zwei dominierende Merkmale besonders frappiert.

Einmal liegt für die meisten Beteiligten ihre erste grosse Lebensenttäuschung im oft sehr frühen Kindesalter. Das ist zwar — wie heute auch die Wissenschaft weiss — selbstverständlich. Wahrscheinlich haben sogar auch diese Leser noch früher grosse Enttäuschungen erlebt, an die sie sich nicht mehr bewusst erinnern. Aber interessant ist es doch, dass Enttäuschungen in ihrem Bewusstsein haften geblieben sind, die sie als sehr kleines Kind erlebt haben. Dass dies vor allem bei den Frauen der Fall ist, entspricht der Erfahrung, dass weibliche Erwachsene im allgemeinen auch kleine Kinder besser verstehen. Dass man aber die erste grosse Enttäuschung ganz allgemein sehr weit zurückdatiert, zeigt, dass die Erkenntnis der Wichtigkeit der ersten Lebensjahre für die psychische Entwicklung heute doch weit verbreitet ist. Das ist anscheinend auch ein gutes Zeichen dafür, dass in unserer Zeit viele Menschen den Kindern vielleicht doch etwas mehr als früher allzu grosse Enttäuschungen ersparen wollen.

Zum zweiten ist es uns aufgefallen, dass verhältnismässig wenig erste Lebensenttäuschungen auf der Verletzung einer generellen Gerechtigkeitsregel beruhen. Solche Erlebnisse werden vor allem aus der Schule berichtet. Uns scheint übrigens, dass die Schule in dieser Umfrage überhaupt etwas besser abschneidet als früher. Wir werden später noch einige Beiträge in diesem Zusammenhang publizieren. Die grosse Mehrheit der Antworten betrifft das enttäuschte Vertrauen in die Wahrhaftigkeit eines Menschen, der einem etwas — manchmal auch unausgesprochen — in Aussicht gestellt hat. Dabei beruhen die Enttäuschungen oft nicht auf der Bosheit desjenigen, der sie dem Enttäuschten bereitet, manche sogar auf Erwartungen, die nur der eigenen Phantasie entspringen. Enttäuschungen solcher Art können natürlich keinem Kind erspart werden. Es gibt erfreulicherweise bei uns offenbar doch viele glückliche Menschen, denen solche harmlose Erlebnisse die erste grosse Lebensenttäuschung bedeuten.

D. R.

«Nur wir zwei wissen es»

Wir feierten den achtzigsten Geburtstag unseres verehrten Großvaters. Mich kleines Schulmädchen hatte man an der festlichen Mittagstafel im großen Verwandtenkreis neben eine ältere, kinderlose Tante gesetzt. Entgegen ihrer gewohnten, reservierten Gediegenheit bemühte sie sich redlich, mich verständnisvoll zu bemuttern und mir immer wieder den Teller zu füllen.

Als der über alle Maßen herrliche Dessert

zum zweiten Mal gereicht wurde, seufzte ich leise und bedauernd: «Nein, nun mag ich wirklich kein bißchen mehr, sonst — zerplatzt mein Bauch!» Das Unschickliche dieses Ausdruckes sogleich bemerkend, fügte ich flüsternd hinzu: «Aber gell, niemandem sagen!» «Nein, nein», flüsterte die Tante zurück, indem sie den Finger an den Mund legte, «nur wir zwei wissen es!»

Mama schickte mich etwas holen.

Warum lacht die ganze Tafelrunde, während ich draußen bin und noch wie ich zu-

rückkomme? Warum drehen sich alle Köpfe nach der Tür, wie ich eintrete, und warum schauen alle Augen mir so belustigt entgegen? Der dicke Onkel Franz ruft mir heiter zu: «Du hast recht, trag nur dem Bäuchlein Sorge!»

Alles Blut steigt mir siedendheiß zu Kopf. «Nur wir zwei wissen es», hat die Tante gesagt – nun wissen es alle!

Die schützenden Arme

Ich war vier Jahre alt, als man mir die Mandeln herausnehmen mußte. Wir kamen in das Sprechzimmer eines heute ziemlich bekannten Spezialisten. Eine nicht mehr ganz junge, behäbige Schwester redete mich freundlich an. Ihre beträchtliche Breite flößte mir Vertrauen ein, und ich ließ mich ohne Widerstand auf ihre Knie heben. Ja, ich fühlte mich direkt geborgen in dem weichen Tal auf ihrem Schoß, angelehnt an die warme Fülle ihres Busens und umschlossen von ihren schützenden, währschaften Armen.

So empfand ich auch kein bißchen Angst vor dem Arzt, der sich mit seiner Zange vor mich hin setzte und mir gebot, den Mund aufzutun. Dies tat ich auch, aber gleichzeitig wollte ich mich etwas aus der Umarmung der Schwester lösen. Da erst spürte ich, daß diese Umarmung eisern war. Meine Beine hatte sie zwischen ihren mächtigen Schenkeln eingeklemmt wie in einem Schraubstock, meine Hände und Arme waren wie mit Riemen festgeschnallt, und meinen Kopf konnte ich um kein Haar breit bewegen.

Nun schrie ich, schrie und zappelte, ohne jedoch zappeln zu können, während der Arzt mir die Mandeln kluppte. Aber ich schrie nicht vor Schmerz oder Angst, sondern vor namenloser Wut über die falsche Freundlichkeit der Schwester und vor ohnmächtiger Empörung darüber, daß solch eine Falschheit in der Welt überhaupt möglich sei.

Der Verrat

Meine Eltern hatten schon lange Zeit schlecht miteinander gestanden, bis meine Mutter die Familie schließlich verließ. Wir Kinder – und besonders ich, die Jüngste – hingen sehr an ihr und standen in lebhaftem Briefwechsel mit ihr. Liebe und Geborgenheit fand ich auch bei uns zu Hause immer noch bei unserer lie-

ben, guten Zenzi in der Küche. Es war dort vom Kohlenherd her warm und gemütlich, doch gut, und oft fiel etwas Gutes für mich ab.

So hatte ich mich schon einigermaßen mit dem traurigen Zustand abgefunden, als das Furchtbare geschah: Mein Vater fragte mich ganz feierlich, unter vier Augen, warum ich denn eigentlich Mutter lieber hätte als ihn, wo sie doch von uns wegelaufen sei. Ich versuchte es zuerst mit Leugnen – kann man Liebe überhaupt begründen? Aber Vater beharrte, und ich schwieg. Da trumpfte er schließlich auf: «Du hast es ja Zenzi selbst gesagt.»

Also von Zenzi wußte er es! Zenzi hatte mich verraten, meine Zenzi! Wie abscheulich war das von ihr! Nun hatte ich überhaupt niemanden mehr, dem ich mich anvertrauen konnte. Wie ein schwarzer Abgrund war alles um mich her, und mein Tränenstrom versiegte erst, als der Schlaf mich übermannte.

Die Zipfelmütze

Es war zur Zeit des Ersten Weltkrieges. Ich war etwa sechs Jahre alt. Damals waren buntgeringelte Zipfelmützen große Mode. Meine um ein paar Jahre ältere Schwester und ich wünschten uns ebenfalls solche Mützen. Meine Eltern konnten diesen Wunsch nicht so ohne weiteres realisieren: Vater stand an der Grenze, die Wehrmanns-Ausgleichskasse existierte noch nicht, die Wehrmanns-Unterstützung von anno dazumal war mehr ein Almosen. Mutters ohnehin magere Haushaltkasse durften wir nicht belasten, das sahen wir ein und suchten einen anderen Ausweg.

Ich schlug meiner Schwester vor, dem Vater zu schreiben, ihn ganz schön zu bitten, uns doch solche Wundermützen zu bringen, wenn er in Urlaub käme, in der Stadt seien solche Sachen doch viel billiger zu haben als in unserem Bergdorf. Die Schwester schrieb. Ich konnte damals noch keinen Brief schreiben. Leider, denn meine Schwester spielte mir einen niederträchtigen Streich. Sie schrieb nur für sich allein; mich und meinen Wunsch erwähnte sie mit keiner Silbe. Das erfuhr ich, als der Vater kam und mit ihm nur eine Zipfelmütze.

Ich war wie gelähmt, schluckte und schluckte und brachte keinen Ton heraus. Erst als man mich schüttelte und mir auf den Rücken klopfte, konnte ich losheulen und den

Schmerz der Enttäuschung von meiner jungen Seele weinen.

Die Vanille-Bretzeli

Oft wundere ich mich, daß das folgende kleine Erlebnis einen nie verblassenden Eindruck auf mich machen konnte!

Als ich etwa 12 Jahre alt war, durfte ich meine Ferien im Toggenburg bei lieben Freunden meiner Eltern verbringen. Dort kam auch eines Tages eine Bekannte des Hauses zu Besuch, die ihre Freude hatte an dem «gmögigen Meiteli», wie sie mich nannte. Beim Weggehen versprach sie, mir aus ihrer Bäckerei Vanille-Bretzeli zu senden, und da ich in dieser Beziehung kein verwöhntes Kind war, freute ich mich sehr darauf. Ich wartete viele Wochen und Monate auf den ersehnten Leckerbissen, ja ich wartete sogar drei Jahre lang unentwegt darauf... Dann gab ich die Hoffnung auf.

Heute noch, als weißhaarige Großmutter, denke ich hie und da an diese erste und darum auch große Enttäuschung meines Lebens zurück und kaufe mir mit einem ganz besonderen Gefühl des Glücks diese Süßigkeit, um auf diese nie geheilte Wunde ein Pflasterchen zu legen!

Das Poulet-Sülzli

Ich litt als junger Bub keinen Mangel, doch waren wir auch nicht gerade auf Rosen gebettet. Wir aßen immer gut und genug, aber besondere Delikatessen fehlten auf unserem Tisch. Den Höhepunkt des Gaumengenusses stellten damals für mich die «Poulet-Sülzli» dar, die ein Spezialgeschäft in unserer Stadt so verlockend im Schaufenster präsentierte.

Nun lebte in unserem weiteren Bekanntenkreis eine ältere, reiche Dame, die wir aber höchstens ein- bis zweimal im Jahr trafen. Als mein Übertritt von der Primarschule in das Gymnasium zur Diskussion stand, fragte sie mich nach einem Wunsch, den sie mir erfüllen wollte, falls ich die Prüfung bestehen würde. Ich nannte darauf strahlend «mein» Poulet-Sülzli.

Als ich die Prüfung bestanden hatte, freute ich mich über das gute Ergebnis selbstverständlich von Herzen. Und als ich dann der Dame wieder begegnete, war sie sehr freundlich – von meinem Poulet-Sülzli aber sagte sie

kein Wort. Meine Eltern verboten mir, sie an das Versprechen zu erinnern. Aber so oft ich ihr begegnete, kam mir das nicht erhaltene Geschenk in den Sinn, auch dann noch, als ich längst soviel verdiente, um mir jede Woche aus eigenen Mitteln eine solche Delikatesse kaufen zu können. Als sie aber letztes Jahr als mehrfache Millionärin in hohem Alter starb, war mein erster, pietätloser Gedanke: «Adieu, Poulet-Sülzli!»

Für mich aber bildet diese erste große Enttäuschung eine stete Mahnung, niemals einem Kind etwas zu versprechen und es nachher aus Gedankenlosigkeit zu vergessen.

Einfach vergessen

Als ich letzthin ein kleines Büblein ganz ratlos und verlassen mit tränenverschleiertem Blick bei einer Straßenkreuzung stehen sah und dieses mir nach meiner besorgten Frage sein Leid klagte – daß nämlich sein Mami ihm versprochen habe, hier zu warten, und jetzt einfach nicht komme –, da stand blitzartig eine ähnliche Szene aus meiner Kindheit vor meinen Augen.

Das Eisfeld war herrlich hart gefroren, und wer etwas «Gleitbares» anzuziehen hatte, tummelte sich in seiner Freizeit auf der glatten, kalten Eisfläche. Ich besuchte damals noch die Primarschule. Am Morgen hatte ich mit meiner Mutter vereinbart, daß sie mir um elf Uhr nach der Schule meine Schlittschuhstiefel zum Eisfeld bringen möge. Als endlich die Schulglocke uns alle von unseren harten Schulbänken erlöste, da ging es im Hui in die frische Winterwelt hinaus, dem Eisfeld zu.

Oh, da glitten schon manche über die sonnenbeschienene Fläche. Mutter war noch nicht da. Ich hatte eben pressiert, sie konnte also immer noch kommen. Halb freudig, halb neidisch schaute ich den anderen zu. Mutter kam immer noch nicht. Jetzt waren gar schon einige Klassenkameräde auf dem Feld. Mutter sollte nun wirklich da sein...

Langsam, langsam begann etwas in mir zu bohren, und als ich mit hängendem Kopf trübselig heimwärts schlich, tat es mir in der Brustgegend immer mehr weh. Als ich daheim meine Mutter – wie wenn nichts geschehen wäre – fröhlich herumhantierend antraf, sank ich auf der untersten Stufe unserer Gangtreppe zu einem erbarmungswürdigen Häuflein Elend zusammen und begann – beide Hände

vor dem Gesicht – ganz jämmerlich zu heulen. Im Augenblick konnten keine mütterlichen Trostworte die Tränenbäche zum Versiegen bringen. Es war ja nicht, weil ich jene Stunde nicht schlittschuhlaufend verbringen konnte, sondern weil meine Mutter ihr Versprechen vergessen hatte.

Der gefällige Landsmann

Es war im Jahre 1900 in Frankreich. Ich war 22 Jahre alt und wollte mich in der Fremde beruflich weiter bilden. Mit einem Zürcher Kollegen arbeitete ich in einer größeren Firma in Lyon. Wir beschlossen, nach Paris weiter zu reisen, das damals die Weltausstellung beherbergte und für uns auch beruflich mehr bot.

Während dem siebenmonatigen Aufenthalt in Lyon hatten wir noch andere Landsleute

kennengelernt und mitunter recht fröhliche Stunden in deren Gesellschaft genossen. Als der Tag unserer Abreise nahte, offerierte uns einer dieser Landsleute, wir sollten uns auf der Fahrt nicht mit den großen Koffern plagen, sondern diese in seinem Zimmer deponieren. Er würde sie uns auf Abruf zusenden gegen Nachnahme der Frachtkosten. Da mein Zürcher Reisegefährte gerne darauf einging, habe ich nachgegeben, wenn auch ungern. Der dienstfertige Landsmann umarmte uns beim Abschied und erneuerte sein Versprechen.

In Paris bewunderten wir zuerst die großartigen Sehenswürdigkeiten der Weltausstellung, insbesondere auch die überragenden Leistungen im Gartenbau. Während der zweiten Woche fanden wir zusagende Arbeit und schrieben dem gefälligen Hüter unserer Koffern. Wir mußten aber ein zweites und ein drittes Mal schreiben, ohne eine Antwort zu bekommen und ohne Resultat.

Schweizerische Anekdote

«*ds Delli*» bedeutet das Kosewort für eine in Bern durch alte Tradition geheiligte Einrichtung, für das «*Della Casa*» nämlich, das heute noch altväterisch eingerichtete, renommierteste Bierlokal der stolzen Bundesstadt. Dort trifft sich seit wohl bald hundert Jahren die in Stadt, Kanton und Eidgenossenschaft bürgerlich regierende Männlichkeit und alles, was sonst noch Namen und Einfluß hat, um den aus unserer Geschichte nun einmal nicht wegzudenkenden Abendschoppen in würdevoller Gemächlichkeit zu zelebrieren. Wenn je in der ganzen Welt in Handel und Wandel, Politik und Militär Entscheidungen von Belang am Stammtisch fallen, dann nirgendwo so gewiß wie hier gerade.

Vor dem Ersten Weltkrieg ging es da besonders hoch her, und wer sich kannte und nannte, hatte sich sicherlich im «*Delli*» angefreundet. Doch konnten gelegentlich auch peinliche Verwechslungen nicht ausbleiben. Anlässlich der Landesausstellung 1914, die bekanntlich in Bern stattfand, traf man sich ausnahmsweise auch an diesem Ort zum stets «frischen Anstich». Bundesrat Müller ließ sich diesen Genuß ebenfalls nicht entgehen. Würdevoll, wie es seine Art war, nähert er sich dem Eingangstor zum Ausstellungsgelände, greift in die Rocktasche, tastet sich ab und schüttelt dann ärgerlich sein greises Magistratenhaupt. Jetzt winkt er herzlich einen der beiden Securitaswächter heran: «*Loset, i ha mi Passepartout vergässe; aber*

D Ihr kennet mi ja – i bi dr Bundesrat Müller.» Mißtrauisch wendet sich der Angesprochene seinem Kollegen zu: «*Du, Chrigu, dä da seit, er sig der Bundesrat Müller – he?*» Während der Magistrat ob solcher Respektlosigkeit seinen strenggewohnten Blick prüfend vom einen zum andern wandern läßt, mustert ihn der zweite Ordnungsbeflissene und bricht plötzlich in schallendes Gelächter aus: «*Jä auwäh! Das isch ja dr Beizer vom Delli!*» mg.



Der Winter stand vor der Tür, und uns fehlte vieles, besonders warme Kleidung. Die Geldmittel waren sehr bescheiden, daher schrieb ich nach fünf bis sechs Wochen an den Hotelier in Lyon – junge Ausländer wohnten immer in kleinen Gaststätten – mit der Bitte, für die Spedition besorgt zu sein. Nach einer weiteren Woche kamen die Koffern an, jedoch aufgebrochen, der besten und wertvollsten Effekten beraubt. Ganz neue wollene, handgestrickte Sachen, wie Lismer usw., und neue Hemden, die mir Mutter und Schwester in liebevoller Fürsorge eingepackt hatten, waren weg. Eine Anzeige bei der Polizei in Paris war direkt entmutigend, und wir mußten uns mit den Tatsachen abfinden.

Abgesehen vom materiellen Verlust war es für mich wirklich eine schwere Enttäuschung, denn ich hatte diesem Menschen, einem Landsmann in der Fremde, Vertrauen und Freundschaft geschenkt.

Der lustige Reim

Schon sehr früh hatte ich meinen Namen nennen gelernt. Da sagte einmal ein Onkel zu mir: «So heissisch du also: Lydeli Lutz – isch gar nüt nutz!» Ich lachte, denn es klang so lustig. Der kleine Reim gefiel mir, und für mich war er von da an meinem Namen einverlebt.

Oft wurde ich in der Folge gefragt: «Wie heissisch du?» Und ich gab gerne Auskunft, denn jedesmal sah ich lachende Augen über mir; man nickte mir zu, streichelte mein Haar oder hob mich hoch in die Lüfte.

Eines Tages durfte ich mit den Nachbarskindern spielen, den «Großen»! Ein Mädchen hatte sich zu mir herunter gekauert und frug mich: «Wie heissisch?» «Lydeli Lutz – isch gar nüt nutz!» antwortete ich treuherzig, immer noch ohne den eigentlichen Sinn des Reimes zu begreifen. Schallendes Gelächter. Da endlich merkte ich etwas. Spürte, daß man nicht nur lachte, sondern mich auslachte. Mit heißem Kopf und Wuttränen in den Augen biß ich das Meiteli in den Arm.

So eindrücklich hat sich jene Demütigung in mein Gedächtnis eingehakt, daß ich jetzt als 73jährige noch deutlich die Eindrücke meiner Milchzähnlein auf dem weichen Arm meiner Gespielin vor mir sehe. Es war eben die erste Enttäuschung meines Lebens.

Das Geschenk von der Luzerner Reise

Ich war Erstklässlerin und bei meiner sehr geliebten Großmutter in den Ferien. Wir saßen am steinernen Tisch hinter dem alten Haus, Großmutter nähte, ich zeichnete und schrieb meine eben erlernten Buchstaben auf ein Blatt Papier. Da wurde Großmutter ins Haus gerufen. Ich schrieb auf ein kleines Stück Papier: «ich libe dich!» und versteckte dieses im Nähkörbchen von Großmutter. Sie kam zurück, nähte weiter. Als sie im Nähkorb etwas suchen wollte, fand sie mein Zettelchen. Mein Herz klopfte. Ob sie sich wohl freute? Sie las den kleinen Satz, schaute mich an und sagte: «„liebe“ schreibt man mit „ie“, merk dir das!»

Merkwürdigerweise bereitete mir dann aber dieselbe Großmutter eine zweite, ebenso heftige Enttäuschung, indem sie diesmal etwas tat, was keineswegs von jedem Kind als verletzend angesehen werden dürfte. Als ich mit hohem Fieber im Bett lag, besuchte sie mich, lebhaft, fröhlich, wie sie immer war, und sagte: «Ich fahre morgen nach Luzern und bringe dir etwas Schönes mit.» Den ganzen folgenden Tag malte ich mir aus, was sie mir wohl bringen würde. Erdbeeren? Mir war so heiß, und ich stellte mir die kühlen, roten Früchte vor, herrlich! Oder, was noch viel schöner wäre – eine Puppe in der Luzernertracht! Sicher eines dieser beiden Dinge. Am folgenden Tag sagte sie schon unter der Türe: «Ich habe dir etwas Feines mitgebracht» und wickelte aus dem rosa Seidenpapier den «Löwen von Luzern», 10 cm lang, in Gips. – Bis heute konnte ich diesen Löwen nie leiden!

Der Treulose

Wir mochten 6 oder 7 Jahre alt gewesen sein. An einem denkwürdigen Morgen stand mein gegenüber wohnender Cousin Heiri hinter dem weitgeöffneten Stubenfenster und plauderte mit mir über die Straße. Ich saß auf unserer Haustreppe. Wir besprachen das große Ereignis des Tages, den Besuch unserer gleichaltrigen Cousine aus Lenzburg. Trudelis Vater war Heiris Götti und außerdem Papierfabrikant. Das einzige Töchterchen wurde natürlicherweise standesgemäß erzogen und besaß mancherlei, was uns einfachen Landkindern nur vom Hörensagen oder aus Märchenbüchern bekannt war. Das Trudeli mit seinen wunder-

schönen Spielsachen, seinem dreistöckigen Spitzkleidchen und den weißen Knopftiefelchen war deshalb für uns von einem geheimnisvollen Nimbus umgeben.

Ob von all diesen Dingen an jenem Morgen die Rede gewesen ist, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur noch, wie mir der Heiri über die Straße zurief: «Weisch, jetzt bischt halt nümme mi Frau, jetzt isch s Trudeli vo Länzburg mi Frau.» Ich glaube, daß ich mir damals entthront, ausgestoßen, verraten und verschmäht vorkam. Zudem war ich erschrocken darüber, daß ein Mensch, den ich als «ein Stück von mir» betrachtete und der mir als Bruder, Kamerad und Freund unentbehrlich war, plötzlich so abweisend sein und mir etwas so Ungeheuerliches sagen konnte.

Soll ich das kleine tröstliche Nachspiel auch noch erzählen? Ich war, wie es scheint, doch nicht gewillt, das Feld gänzlich zu räumen und meiner Nebenbuhlerin den Heiri schrankenlos zu überlassen. Ich rief zurück: «Aber gell, ich darf doch noch deine Großmutter sein?» Noch heute, nach einem halben Jahrhundert, kommt mir dieses kleine Erlebnis jedesmal in den Sinn, wenn der Heiri meinen Weg kreuzt.

Der König aus Afrika

Schon wochenlang vorher war es für mich 8jährigen Buben eine ausgemachte Sache: Der König von Afrika kommt zu uns auf Besuch, zu uns nach Hause! Und er sollte in meinem Zimmer, in meinem Bett schlafen und an unserem Tisch essen. Bald wußte es meine ganze Schulkasse. Ich genoß die großen Augen und aufgesperrten Mäuler der Gutgläubigen und strafte jene Zweifler, die mich Spinner und Angeber nannten, mit kalter Verachtung.

Wie mochte er wohl aussehen, der König? Schwarz im Gesicht – das war sicher. Ein königlicher Mohr – gab es das nicht auch auf den Bildern der Weihnachtsgeschichte? Was für eine Sprache redete er wohl? Ach, ein König spricht und versteht alle Sprachen, selbst Schweizerdeutsch. Wie mochte er wohl riechen? Nach Weihrauch und Myrrhe? Und die Bekleidung erst! Meergrüner Mantel mit Borsten aus Goldbrokat, rotes Wams, und oben die Krone... Es war nicht auszudenken. In meinem Bett sollte er schlafen und an unserem Tisch essen!

Am Tag vor der Ankunft besprach ich alles

nochmals mit meinen nächsten Freunden aus der Nachbarschaft, als wir auf den Sandsteinblöcken hinter dem Neubau saßen. Heinz trautete der Sache nur halb. Er wollte mich indessen nicht beleidigen und bemerkte nur, sein großer Bruder behauptete, in Afrika gäbe es keine Könige, sondern Häuptlinge. Aber schließlich sei er selbst auch noch nie dort gewesen, der Bruder. Walter schlug vor, den ganzen morgigen Nachmittag – er fiel auf einen Samstag – unser Haus zu umlagern und bei der Ankunft des Königs ein Lied zu singen, etwa «Wo Berge sich erheben» oder so. Die Idee wurde begeistert aufgenommen. Zur großen Erleichterung konnte ich die Ankunftszeit ziemlich genau voraussagen, da man mir gestattet hatte, beim Abholen am Hauptbahnhof zugegen zu sein.

Am selben Abend beschlich mich jedoch eine seltsame Unsicherheit. Ich fragte meine Mutter nach dem Gutenachtkuß nochmals eindringlich, ob es nun tatsächlich ein richtiger afrikanischer König sei, den wir morgen erwarten würden. Da lachte sie hell auf. Sie lachte mich aus, meine Mutter. «Aber du einfältiger Bub», sagte sie, «was denkst du eigentlich?» Und wieder lachte sie.

Dann erst wurde ich mit der Realität bekanntgemacht. Die Sache war einfach die, daß ein alter Geschäftsfreund meines Vaters, namens König, von einer längeren Afrikareise zurückgekehrt, zwei Tage bei unserer Familie zu verbringen gedachte. Meine Mutter ahnte nicht, in welchen Abgrund sie mich mit ihrer Erklärung versenkte, wie sich mein Herz zusammenzog und ich meine Tränen zurückhalten mußte, denn ich ließ mir nichts anmerken. Aber als das Licht abgedreht war, weinte ich still in mein Kissen hinein. Stück für Stück wusch der Tränenstrom das herrliche Märchengebilde aus mir heraus.

Am folgenden Tag weigerte ich mich zur allgemeinen Verwunderung, mit zum Bahnhof zu gehen. Als das Tram ankam und mein Vater in Begleitung eines untersetzten Herrn mit Bäuchlein, schwarzem Schnäuzchen und einem breitrandigen Hut ausstieg und meine Freunde zu Fünft mit langen Gesichtern sich vor unserem Gartentor herumdrückten, da stand ich hinter dem geschlossenen Fenster meines beschlagnahmten Zimmers und ging dem afrikanischen König nicht eine Treppenstufe weit entgegen, so sehr hatte der Ahnungslose meine Bubenseele malträtiert.
